

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 19

Artikel: Die Parabel vom alten Friedhof
Autor: Hayek, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

eigentlich meinen Namen. Ist's nicht billig, daß nun mein Kind den Namen i h r e r Mutter erhält? — Marie! — Es klingt so gut und mild; du weißt, es ist nicht einerlei, mit welchem Namen die Kinder sich gerufen hören!"

Er schwieg einen Augenblick.

"Laß uns mit diesen Dingen nicht spielen!" sagte er dann und sah ihr innig in die Augen. „Rein, Snes; auch mit dem Antlitz meines lieben, kleinen Kindes soll mir ihr Bild nicht übermalt werden. Nicht Marie, auch nicht Snes — wie es deine Mutter wünschte — darf das Kind mir heißen! Auch Snes ist für mich nur einmal und niemals wieder auf der Welt.“ — Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Wirst du nun sagen, daß du einen eigensinnigen Mann hast?"

„Nein, Rudolf; nur, daß du Nesis rechter Vater bist!"

„Und du, Snes?"

„Hab' nur Geduld; — ich werde schon dein rechtes Weib! — Aber —"

„Ist doch noch ein Aber da?"

„Rein böses, Rudolf! — Aber — wenn einst

die Zeit dahin ist — denn einmal kommt ja doch das Ende — wenn wir alle dort sind, woran du keinen Glauben hast, aber vielleicht doch eine Hoffnung, — wohin s i e uns vorangegangen ist; dann" — und sie hob sich zu ihm empor und schlang beide Hände um seinen Nacken — schüttle mich nicht ab, Rudolf! Versuch' es nicht; ich lasse doch nicht von dir!"

Er schloß sie fest in seine Arme und sagte: „Laß uns das Nächste tun; das ist das Beste, was ein Mensch sich selbst und anderen lehren kann."

„Und das wäre?" fragte sie.

„L e b e n, Snes; so schön und lange, wie wir es vermögen!"

Da hörten sie Kinderstimmen von der Pforte her, kleine, zum Herzen dringende Laute, die noch keine Worte waren, und ein helles „Gü!" und „Gott!" von Nesis kräftiger Stimme. Und unter dem Vorspann des getreuen Nero, behütet von der alten Dienerin, hielt die fröhliche Zukunft des Hauses ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit.

Wandlung.

Nebelschwaden schleichen um die Berge,
Grau umhüllen sie die dunklen Wälder;
Kühl und müd und trübe rings der Himmel,
Tief verschleiert ist sein blaues Auge . . .
Tag, du gleichst heut einer fernen Hoffnung,
Die sich nie und nimmermehr erfüllt. —

Doch die Stunden wandeln, gehn und schreiten,
Und die düstergrauen Nebel gleiten,
Gleiten immer höher, fliegen, steigen,
Und schon will ein helles Licht sich zeigen . . .
Sekt am Himmel reißt der trübe Flor,
Sieh', ein blaues Auge schaut hervor:
Und die Welt lacht wieder, bunt bemalt,
Und des Lebens warme Sonne glänzt und strahlt.

Emil Hügli.

Die Parabel vom alten Friedhof.

Von Max Hayek.

Ich bin vor Jahren oft den schmalen Gang durch den uralten Friedhof gegangen, der inmitten der Stadt lag, und habe links und rechts die Gräberreihen gesehen, die grauen, verwitterten Denksteine mit den von vielem Regen verwaschenen Inschriften, die Zypressen und Trauerweiden, die seit Jahren und Jahrhunderten todeswehmütig dort standen.

Man mußte durch diese hohle Gasse längs der Gräber hin, wenn man in einen anderen Stadtteil gelangen wollte. Und wenn im Herzen des Passanten die Fröhlichkeit musizierte, wenn der Geist heiter und hell war und zu allerlei Scherz aufgelegt, dann mußte er doch einen Schatten von Trauer auf sich nehmen und den Gedanken der Vergänglichkeit den-

fen. Und die fröhliche Musik im Herzen mußte verstummen. Denn es waren zu viele Gräber da. Zu viele Gräber. Mitten in der Stadt, mitten im lebendigen Leben.

Ich bin dieser Tage wieder in jene Gegend gekommen, wo der uralte Friedhof liegt. Es war gerade am Palmsonntag. Und ich dachte an den Friedhof mit seinen Gräbergassen, seinen Denksteinen und verwachsenen Inschriften, an seine Zypressen und Trauerweiden. Aber siehe, sie waren nun alle verschwunden. Der alte Friedhof, die Gräbergassen, die Denksteine und die Trauerbäume, sie waren verschwunden und nicht mehr zu sehen. Die Stadtgemeinde hatte den uralten Friedhof und alles, was an ihn erinnern konnte, abgetragen. Und auf dem weiten Gebiet einen Garten angelegt. Ja, die Frühlingssonne überglänzte nun einen im frischesten Lenzgrün prangenden Garten. Der schmale Hohlweg war zur kiesbestreuten Promenade geworden, neue Wege waren dazu gekommen, und viele Menschen, die das warme Licht des jungen Jahres ins Freie gelockt hatte, ergingen sich nun, unbeschwert von allem Gedenken an Grab und Gräber, in diesem Garten. Kinder spielten dort am Spielplatz, unbekümmert und ohne Wissen um das, was die Erde, sechs Schuh tief unter ihnen, verbarg. Denn dort moderten die Knochen der Toten.

Und wo einst die dunklen Symbole der Trauer und Wehmut geragt hatten, dort stand nun ein schmuckes Haus aus buntbemaltem Holz und auf einer Tafel war zu lesen: Milchtrinkhalle. Und Gäste saßen dort und ließen's sich schmecken.

Eine heitere Frühlingswelt jubelte in grü-

ner Zier unter zartblauem Palmsonntagshimmel.

Ich dachte an den uralten Friedhof mit seiner dunklen Trauer, die als unbewegtes „Memento mori!“¹⁾ den Lebenden schreckte. Und ich sah den heiteren Frühlingsgarten, der mir freudig zuzurufen schien: „Memento vivere!“²⁾

Und ich dachte und sagte mir:

„Jeder Mensch hat so einen uralten Friedhof mit altersgrauen, verwitterten Denksteinen und regenverwachsenen Inschriften in seinem Leben drinnen. Und er hat die Gräbergassen mit den Trauerbäumen in seinem Leben drinnen. Und das alles liegt vielleicht inmitten seines Lebens, und es kann sein, daß er immer wieder durch so einen uralten Friedhof hindurch muß, und daß dann sein Geist traurig wird und das fröhliche Liedchen in seinem Herzen endigt! Warum legt er dann nicht entschlossen die grünen Rasenflächen der Hoffnung über den uralten Gräbergrund? Warum schafft er sich nicht gangbare Wege und läßt die gleiche Erde, die Zypressen und Weiden trug, Apfelblüten und Rosensträucher hervorbringen? Warum schafft er nicht Frühlingsgärten der Freude aus den Trauerplätzen, deren Zeit abgelaufen ist?“

Auferstehung zur Gegenwart, zum Heute, zum Augenblick!

„Laßt die Toten die Toten begraben!“ mahnte Christus, der das Leben verkündigte, das da ewig ist. Laßt die Toten die Toten begraben, und das Tote das Tote!

Aber uns laßt lebendig sein über Gräbern, uns laßt Verbündete des Lebens sein!“

1) Gedenke des Todes. 2) Gedenke zu leben.

Zum Leben und Schaffen Karl Spitzwegs.

Humor haben, das heißt durch manche Schmerzen gegangen sein, heißt verstehen und darum lieben, mit jener zärtlichen Wehmut des Mitleids lieben. Humor haben, das heißt überlegen sein, ein Wissender sein und darum über das Leben lächeln, weil es so traurig ist, zum Weinen traurig. Solch ein Wissender, solch ein Humorist im höchsten Sinne ist Karl Spitzweg, den man wohl auch den Maler des Biedermeiers nennt, weil er die Welt dieser romantisch-philiströsen Zeit, selbst ein echtes Kind der

Äpoche, mit Vorliebe in seinen Werken widerspiegelt. Seltsam, daß ein so bedeutender Künstler, eine so starke Persönlichkeit wie Spitzweg, dessen Kunst alle Kämpfe überdauert hat, vielleicht der einzige Maler war in diesen Jahrzehnten der Revolutionen, der von keiner Partei angefeindet worden ist! Seltsam, daß der „Altmeister der Münchner Kunst“ erst jetzt einen verständnisvollen Biographen gefunden hat: Hermann Uhde-Bernays, dessen reich illustriertes Buch: Carl Spitzweg. Des Meisters Werk